

Josef Imbach

Jesus – die geheime Bezugsgestalt

Ein Überblick über das Jesusbild in der modernen Literatur

Jesus ist für viele bedeutende Schriftsteller des 20. Jahrhunderts „die große Bezugsgestalt“. Dabei können die Spiegelbilder in die Nähe einer Schwarzweißmalerei kommen, aber auch zu Parabeln mißglückter Jesusbegegnung werden. Auch die Aktualisierungen gibt es seit vielen Jahrzehnten. Sie heben „die kritische Relevanz der christlichen Botschaft unter den jeweiligen Gesellschaften“ hervor. Spuren des Jesusbildes finden sich vor allem auch in der Lyrik.* red

In den letzten Jahrzehnten geschah es immer wieder, daß der eine oder andere Jesusroman auf den vorderen Rängen der Bestsellerlisten auftauchte. Erinnert sei an Autoren wie Shalom Ash („Der Nazarener“, 1939), Lloyd C. Douglas („Der große Fischer“, 1948), Robert Graves („König Jesus“, 1946), Max Brod („Der Meister“, 1952), Jan Dobraczyński („Gib mir deine Sorgen“, 1952), Nikos Kazantzakis („Die letzte Versuchung“, 1953) – bis hinauf zu Anthony Burgess („Jesus Christ and The Love Game“, 1976) und Gerald Messadié („Ein Mensch namens Jesus“, 1988). Bei dieser Art von Literatur handelt es sich durchwegs um konventionelle Jesusdarstellungen, welche nicht nur dem metaphysischen Durst des Publikums, sondern auch dessen archäologischer Neugierde Rechnung trugen – also sozusagen um Sachbücher in Form von historisierenden, psychologisierenden und meist auch melodramatischen Romanen. Unverkennbar ist dabei bei manchen Schriftstellern der Wille zur Orthodoxie. Begreiflicherweise, denn als Robert Graves an das Tabu der Jungfrauengeburt rührte oder als Nikos Kazantzakis die Versuchbarkeit Jesu auf der Ebene der Sexualität abhandelte, wurde das von einem Großteil der Leserschaft als skandalös empfunden.

Die Hauptschwierigkeit dieser Romanautoren bestand darin, die Psychologie Jesu eini-

germaßen glaubwürdig nachzuzeichnen. Und da bestand natürlich besonders bei den um „Orthodoxie“ bemühten Autoren die Gefahr, ins Erbauliche abzugleiten; Dobraczyński Roman kann dafür geradezu als Musterbeispiel dienen.

Spiegelbilder

Immer mehr Schriftsteller vermeiden es in der Folge bewußt, als allwissende Erzähler in Erscheinung zu treten und Jesus direkt zu porträtieren. Vielmehr bedienen sie sich der literarischen Technik der Brechung und Spiegelung (die bereits Dobraczyński angewandt hatte). Indem sie zeigen, wie Jesus auf seine Umgebung wirkt, sind sie der Sorge enthoben, sein Innenleben rekonstruieren zu müssen. Am Verhalten und an der Reaktion jener, die ihm begegnen, soll deutlich gemacht werden, was Jesus gewollt hat und mit welchem Anspruch er aufgetreten ist.

Beispielhaft für diese Art der indirekten Annäherung an Jesus ist das Hörspiel „Der Zöllner Matthäus“ von Marie Luise Kaschnitz. Die Berufung des Apostels, von den ersten drei Evangelisten nur mit wenigen Worten angedeutet, gestaltet Kaschnitz zur dramatischen Handlung aus. Obwohl Jesus selbst in diesem Hörspiel nicht zu Worte kommt, ist er doch ständig präsent, allerdings nur indirekt, im Urteil seiner Anhänger und seiner Gegner. Literarisch und theologisch stellt „Der Zöllner Matthäus“ gegenüber der herkömmlichen Jesusliteratur zweifellos einen Fortschritt dar. Wie die Schriftstellerin selber gesteht, ist ihr nicht die Psychologie Jesu wichtig, sondern die Haltung, welche die Menschen ihm gegenüber einnehmen. „Im ‚Zöllner Matthäus‘ habe ich versucht, den aus dem Neuen Testament bekannten Vorgang der Berufung des Matthäus so darzustellen, daß jeder das Erlebnis des Zöllners, sein Mißverstehen, seine entsetzte Abwehr und schließlich sein Mitgehen nachempfinden kann.“¹

Einen ähnlichen Annäherungsversuch an die Jesusgestalt versucht Stefan Andres in seiner Hörfolge „Der Reporter Gottes“. In sämtlichen zehn von ihm gemachten Interviews muß dieser Reporter feststellen, daß Jesus von Nazaret immer mehr an Bedeu-

* Vgl. dazu auch den Beitrag von E. Biser, Zur Neuentdeckung Jesu im heutigen Glaubensbewußtsein, in: Diakonia 22 (1991) 373–379.

¹ H. Bienek, Werkstattgespräche mit Schriftstellern, München 1962, 45.

tung verloren hat. Jene, die ihn noch kennen, haben ihn für ihre persönlichen Ziele oder für ihre politischen Interessen vereinnahmt. Sogar für die Kirchen ist er zu einem guten Teil zu einem bloßen Instrument zur Verteidigung von Machtpositionen verkommen. Das Ergebnis von fast zweitausend Jahren abendländischer Geschichte ist, etwas überspitzt ausgedrückt, eine Christenheit ohne Christentum – Kierkegaard läßt grüßen.

Die literarische Qualität dieser beiden Hörspiele leidet vor allem darunter, daß ihre Autoren allzu sehr mit Kontrasten arbeiten. Die etwas penetrante Schwarzweißmalerei wirkt sich ihrerseits auf die theologische Qualität aus; beide Hörspiele stimulieren nicht zur Auseinandersetzung, sondern beschränken sich auf einen moralisierenden Appell.

Ganz anders hingegen verhält es sich mit Friedrich Dürrenmatts Erzählung „Pilatus“, die ganz und gar vom „Spiel der Augen und Blicke“ zwischen Jesus und dem Landpfleger lebt². Für Pilatus ist Jesus „der Gott“. Für den Landpfleger steht fest, daß Jesus sich seinen Peinigern plötzlich zu erkennen geben wird, um sich an ihnen aufs grausamste zu rächen. Da die Gottesvorstellung des Pilatus sich an seinen heidnischen Vorbildern orientiert, kann der Gedanke an einen wirklich leidenden Gott gar nicht erst aufkommen. Dürrenmatts Geschichte gerät so zur Parabel einer mißglückten Jesusbegegnung.

Die gleiche Technik der Spiegelung und Brechung verwendet der Schwede Pär F. Lagerkvist in seinem Roman „Barabbas“ (1951), der ihm den Nobelpreis einbrachte. Wie kein anderer Mensch nach ihm erfährt der Raubmörder Barabbas die Bedeutung des Todes Jesu, der ja im ureigentlichen Wortsinn *für ihn* – eben an seiner Stelle – gestorben ist. Auf diese Weise hat sich der tote Galiläer für immer seiner Existenz bemächtigt. Wie sehr Barabbas jedoch die Botschaft des Galiläers mißverstehet, wird anlässlich seiner „Bekehrung“ deutlich. Als er nach seiner Taufe hört, daß die Christen angeblich die Stadt Rom einäschern wollen, wird er zum Brandstifter. Sein Tod gleicht dem des Nazariäers; er endet am Kreuz.

Ein indirektes Jesusbild zeichnet auch der Italiener Giuseppe Berto in seinem (bislang

² K.-J. Kuschel, *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Zürich – Gütersloh 1978, 95.

nicht ins Deutsche übertragenen) Roman „La gloria“ (Die Herrlichkeit). Jesu Biographie spiegelt sich hier in der Autobiographie des Judas wider. Dieser, ein Glaubensbesessener und Gottsucher, fragt sich zunächst selbst, ob nicht er der erwartete Messias sei. Dann begegnet er Jesus, als erster von den zwölfen. Als letzter wird er von ihm zum Apostel berufen. Das eigentliche Anliegen dieser Aufzeichnungen besteht in der Rechtfertigung des „Verrats“. Judas macht all jenen den Prozeß, die ihn seit bald zwei Jahrtausenden ohne Prozeß verurteilen³. Daß der Meister ihn mehr liebt als selbst seinen Lieblingsjünger, begreift Judas erst, als ihm seine eigentliche Berufung zuteil wird, die ihn hoch über alle anderen Apostel erhebt: er soll Jesus verraten, damit dieser sein Heilswerk zu Ende führen kann. In diesem Augenblick erst findet Judas zum Glauben an Jesus. Mit seinem Verrat hat er eine Mission zu erfüllen, die Jesu Sendung in nichts nachsteht. Er wird zum Miterlöser, zum zweiten Messias.

In solchen indirekten Annäherungen an Jesus tritt der Schriftsteller hinter seine Figuren zurück. Dies wiederum ermöglicht es ihm, sich mit der Gestalt und den Absichten Jesu dialektisch und so auf differenzierte Weise auseinanderzusetzen und eine ganze Palette möglicher Jesusrezeptionen vorzulegen.

Aktualisierungen

Im Hintergrund steht dabei nicht selten die Frage, wie sich Jesus verhalten würde, wenn er *heute* lebte. Immer wieder haben sich namhafte Autoren der in dieser Frage enthaltenen theologischen und literarischen Herausforderung gestellt, indem sie sich der Technik der Aktualisierung und Verfremdung bedienen.

Einen Versuch in diese Richtung machte bereits Gerhart Hauptmann mit seinem „Emanuel Quint“ (1910), einem Roman, in welchem der Nobelpreisträger die Geschichte eines schlesischen Tischlersohnes aufzeichnet, der in religiöser Verzückung das Leben Jesu in seiner Zeit und Umgebung nachzuleben versucht und schließlich, verfolgt von seinen Feinden, im Gebirge umkommt.

³ Zu dieser Thematik vgl. J. Imbach, „Judas hat tausend Gesichter“. Zum Judasbild in der Gegenwartsliteratur, in: H. Wagner (Hg.), *Judas Ischariot*, Frankfurt a. M. 1985, 91–143.

Eine bekannte (weil in der Religionspädagogik häufig herangezogene) Aktualisierung des Weihnachtsgeschehens bildet die Kurzgeschichte „Die drei dunklen Könige“ von Wolfgang Borchert, in der der Schriftsteller die Geburt Jesu in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hineinverlegt und in der die drei Weisen als Kriegskrüppel auftreten. Borchert polemisiert in dieser Erzählung gegen den fehlenden Wirklichkeitsbezug des Glaubens, der immer dann vorliegt, wenn er, statt realen Trost zu spenden, lediglich der Verinnerlichung und der Vertröstung dient.

Eine moderne Nachgestaltung der Passionsgeschichte leistete William Faulkner mit seinem Kriegsroman „Eine Legende“ (1954), der im Mai 1918 spielt. Der Friede an der Front soll durch Gewaltverzicht wiederhergestellt werden. Zusammen mit zwölf Soldaten stiftet ein Korporal sein Regiment dazu an, den Befehl zu verweigern. Der Anstifter der Meuterei und seine Helfer werden verhaftet, der Korporal zum Tod verurteilt. An einem Donnerstagabend findet die Henkersmahlzeit statt. Am Freitag wird der Korporal zusammen mit zwei Kriminellen hingerichtet. Sein Grab wird am Sonntag von einer Bombe zerstört; der Leichnam ist unauffindbar. Spätestens hier wird jeder Zweifel ausgeräumt; der Aufbau des Romans folgt den Ereignissen der Karwoche. Die ganze Geschichte ist nichts anderes als eine Aktualisierung der Leidensgeschichte Jesu.

Eben dieser literarischen Technik bedient sich auch Nikos Kazantzakis in dem Roman „Griechische Passion“ (1954), in welchem eine Laienspielgruppe in einem griechischen Dorf ein Passionsspiel einübt. Als einige Zeit danach eine von den Türken vertriebene Gemeinde im Dorf um Aufnahme bittet, wird aus dem geplanten Passionsspiel blutiger Ernst. Die Protagonisten identifizieren sich mit ihren Rollen so sehr, daß es geradezu zu einer Wiederholung des biblischen Geschehens kommt⁴.

Um eine zeitgemäße Interpretation der Jesusfigur bemüht sich auch der Italiener Giorgio Saviane in seinem Roman „Getsemani“ (1980). Savianes Jesus ist Jude, 33

Jahre alt und Universitätsprofessor. Rein zufällig trägt er den Namen des Mannes aus Nazaret. Nach seiner Taufe und Priesterweihe solidarisiert er sich immer mehr mit den Leidenden. Als er zum Mitwisser eines Mordes wird, bringt ihn der Täter (dessen Namen er den Ermittlungsbehörden nicht preisgegeben hat) um. Allerdings bleibt diese moderne Jesusgestalt über weite Strecken hin blaß und seltsam profillos, so daß sich der Roman wie eine etwas holperige Übersetzung von der religiösen in eine säkularisierte Sprache liest.

Eine Aktualisierung der Jesusgestalt ganz anderer Art legt Mario Pomilio mit „Das fünfte Evangelium“ vor, einem Roman, der aus zahlreichen (fingierten) Dokumenten aus mehreren Jahrhunderten besteht. In all diesen Zeugnissen, die von einem amerikanischen Historiker in Archiven und Bibliotheken aus halb Europa zusammengetragen wurden, ist von einem rätselhaften „fünften Evangelium“ die Rede, welches offensichtlich verlorengegangen ist oder – wie Pomilio vermutet – möglicherweise vom Vatikan unter Verschuß gehalten wird. Die ganze Kirchengeschichte mit ihren Heiligen und Häretikern, Rebellen und Ketzern, Päpsten und Mönchen, Schwärmern und Wanderpredigern tritt in diesen Zeugnissen in Erscheinung. Die einen verheimlichen die Existenz dieses fünften Evangeliums (die darin enthaltenen Äußerungen sind zu gefährlich für eine Kirche, die vergessen hat, daß ihr nicht Macht versprochen, sondern ein Dienst aufgetragen ist); die anderen (die von dem Gedanken besessen sind, daß die Liebe jedes Gesetz überflüssig macht) berufen sich immerfort darauf. Im Grunde aber ist – wie aus einem der Dokumente hervorgeht – dieses „fünfte Evangelium“ nichts anderes als eine Chiffre für Christus selbst: „Trage Sorge, daß du Christus findest, und du wirst das fünfte Evangelium gefunden haben.“ Oder, an anderer Stelle: „Denn ob Legende oder Wirklichkeit, jedenfalls stellt das fünfte Evangelium den Fluß der Hoffnung dar, es ist das sich erneuernde Wort, die sich erweiternde Wahrheit, das Bedürfnis jeder einzelnen Generation nach der Entdeckung – oder Herausarbeitung – ihres eigenen Evangeliums; es ist der Heilige Geist, den man sucht.“⁵

⁵ M. Pomilio, *Das fünfte Evangelium*, Salzburg 1977, 65 und 43.

Derartige Aktualisierungen zielen naturgemäß darauf, die kritische Relevanz der christlichen Botschaft unter den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen hervorzuheben. Eben deshalb stellen sie für die kirchliche Theologie und Verkündigung eine bleibende Herausforderung dar. Denn diese Art von Literatur enthält immer auch eine kirchenkritische Spitze; statt sich dauernd auf Jesus zu berufen, muß sich diese Kirche zunächst einmal fragen (und fragen lassen), ob sie seine Absichten überhaupt begriffen hat – und ob sie von ihnen ergriffen ist.

Christologische Spurelemente

Zwar wird die Jesusfigur von den Literaten eher selten ausdrücklich thematisiert. Hingegen wimmelt es in der neueren Literatur geradezu von Andeutungen und Anspielungen, von Reminiszenzen und Hinweisen auf den Mann aus Nazaret – man könnte auch sagen: von christologischen – oder doch jesuanischen – Spurelementen⁶.

Lediglich auf ein Beispiel sei hier andeutungsweise verwiesen, nämlich auf Wolfgang Borcherts Kurzgeschichte „Jesus macht nicht mehr mit“.

Protagonist ist ein Soldat, der von den anderen Jesus gerufen wird. Dieser hat die Aufgabe, sich in die Gräber der Gefallenen zu legen, um sie auf ihre Länge hin zu prüfen. Eines Tages erklärt dieser „Jesus“ plötzlich, daß er nicht mehr mitmache – und geht davon. Warum wird dieser Soldat eigentlich von allen Jesus genannt? „Der Alte nennt ihn immer so, weil er so sanft aussieht.“⁷ Das Klischee vom „sanften Jesus“ dient dazu, einen im Grunde etwas unbeholfenen Soldaten zu charakterisieren, wodurch aber umgekehrt das Jesusbild wieder schablonenhaft fixiert wird. Der verblüffende Effekt von Borcherts Kurzgeschichte besteht nun gerade darin, daß von diesem „sanften Jesus“, dem man offensichtlich keine bewußtseins- und gesellschaftsverändernde Funktion zu-

traut, eine ungeahnte politische Sprengkraft ausgeht, insofern er Widerstand leistet gegen das scheinbar Unausweichliche („Und die Gräber müssen doch gemacht werden. Einer muß doch rein, ob es paßt. Da hilft doch nichts.“).

Ähnliche christologische Spurelemente finden sich bei einer ganzen Reihe von modernen Autoren, von denen hier bloß einige genannt werden können: Ernest Hemingway („Heute ist Freitag“), Anna Seghers („Das siebte Kreuz“), Heinrich Böll („Und sagte kein einziges Wort“), Alexander Solschenizyn („Die Osterprozession“), Michail Bulgakov („Der Meister und Margarita“), Julien Green („Jeder Mensch in seiner Nacht“), Ignazio Silone („Das Abenteuer eines armen Christen“)⁸.

Auch – oder besser: vor allem – in der Lyrik finden sich immer wieder Spuren, die zu dem Mann aus Nazaret hinführen, wobei hier naturgemäß bloß einzelne seiner Worte, manche seiner Haltungen oder bestimmte Episoden aus seinem Leben variiert, paraphrasiert oder interpretiert werden. Erinnerung sei bloß an ein paar bekannte Namen wie Bertolt Brecht („Weihnachtsgedichte“), Boris L. Pasternak („Der Garten Getsemani“), Giuseppe Ungaretti („Mein Fluß, auch du“), Paul Celan („Mandorla“; „Tenebrae“), Nelly Sachs („David“; „Dornengekrönt“) . . .⁹

Der „andere“ Jesus

Im Hinblick auf die Untersuchung von Karl-Josef Kuschel über das Jesusbild in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur hat Paul Konrad Kurz darauf hingewiesen, daß eben „nicht Odysseus, Don Quichotte, Hamlet oder Faust, nicht Marx, Nietzsche oder Lenin, sondern Jesus die große Bezugs-gestalt der modernen Literatur ist: weniger der ‚ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben‘, vielmehr nach allen Seiten als ‚ecco homo‘, der unverstandene, fremde, abgelehnte, von den Repräsentanten der Gesellschaft beseitigte Jesus.“¹⁰ So überraschend diese These vorerst erscheint – sie trifft zu.

⁸ Ausführliche Analysen bei *Kuschel*, *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, a. a. O. 115–227.

⁹ Vgl. dazu die Interpretation von *J. Imbach*, *Gesù nella letteratura contemporanea*, Roma 1983.

¹⁰ *P. K. Kurz*, zit. bei *Kuschel*, *Der andere Jesus*, 12.

⁶ Da diese Problematik die Grenzen dieses Beitrags überschreiten würde, sei hier auf die von Karl-Josef Kuschel herausgegebene Anthologie von Jesus-Texten verwiesen, welche nicht nur im Religionsunterricht auf der Oberstufe, sondern auch in der theologischen Erwachsenenbildung hilfreich ist: *K.-J. Kuschel* (Hg.), *Der andere Jesus. Ein Lesebuch moderner literarischer Texte*, Zürich – Gütersloh 1983.

⁷ *W. Borchert*, *Jesus macht nicht mehr mit*, in: *Das Gesamtwerk*, Hamburg 1970, 178–181; Zitate S. 181.

Der hier zur Verfügung stehende Raum erlaubt es allerdings nur, mit ein paar ausgewählten Beispielen aufzuwarten. Aber bereits im Hinblick auf die bisherigen, sehr summarischen Ausführungen dürfte feststehen, daß der Jesus der Literaten (wenn man einmal von den „traditionellen“, sichtbar um Orthodoxie bemühten Jesusromanen absieht) in der Regel nicht der Christus der Kirchen oder zumindest nicht der „ganze Christus“ des kirchlichen Dogmas ist. Diese Tatsache jedoch ermächtigt die Theologen nicht dazu, literarische Werke allein nach dogmatischen Kriterien zu beurteilen (zumal ja auch die christologischen Dogmen keineswegs den „ganzen Christus“ erfassen). Jedenfalls sind die mit der kirchlichen Verkündigung Beauftragten gut beraten, literarische Jesustexte zunächst einmal daraufhin zu untersuchen, ob in ihnen nicht vergessene oder verschüttete – auch gesellschaftsbezogene! – Aspekte des Christusgeheimnisses zum Leuchten gebracht werden, die möglicherweise von nicht unerheblicher gesellschaftskritischer Relevanz sein könnten. In dem Maße, als die Kirche fähig ist, derartige Impulse aufzugreifen, gewinnt sie auch an Glaubwürdigkeit.

Neuere Annäherungen an Jesus

Einzelne neuere Jesusromane allerdings lassen sich nur schwer unter die gängigen Schemen einordnen, obwohl sie diesen in *erzähltechnischer* Hinsicht doch wieder verpflichtet sind.

Dies gilt etwa für den bereits erwähnten Jesusroman „Ein Mensch namens Jesus“ des Franzosen Gerald Messadié, der zwar dem „konventionellen“ Darstellungsschema folgt, sich aber in doppelter Hinsicht von diesem abhebt. Zunächst einmal läßt sich bei Messadié auch nicht die geringste Spur von jenem Willen zur Orthodoxie feststellen, der den „traditionellen“ Jesusroman charakterisiert. Ungewöhnlich ist außerdem das fast vierzig Seiten umfassende Nachwort, in welchem der Autor mit mancherlei historischen und kulturgeschichtlichen Details aufwartet, in der Absicht, die der Romanhandlung zugrunde liegenden Theorien wie auch Einzelheiten der Darstellung argumentativ zu untermauern – beispielsweise daß Jesus eine Zeitlang mit der Qumran-Gemeinde zumin-

dest sympathisierte; daß er nicht das vollständige Kreuz, sondern nur den Querbalken nach Golgota schleppen mußte (beides trifft mit großer Wahrscheinlichkeit zu); daß Jesus lebendig begraben wurde, „auferstand“, sich über Emmaus nach der Hafenstadt Joppe begab und sich dort nach Asien einschiffte (eine etwas abenteuerliche These, die in den letzten Jahren immer wieder einmal vertreten wurde).

In diesem Zusammenhang ist auch Luise Rinsers Roman „Mirjam“ (1983) zu nennen, in welchem die Jesusgestalt aus der Sicht Marias (Mirjams) von Magdala nachgezeichnet wird. Literarisch gesehen handelt es sich um einen Jesusroman in Form einer „Spiegelung“, wobei aber nicht eine historische Rekonstruktion der damaligen Ereignisse, sondern Gegenwartsfragen im Vordergrund des Interesses stehen. Ein paar Stichworte mögen hier genügen: Beziehung zwischen den Geschlechtern, Emanzipation der Frau, Konfliktbewältigung aus jesuanischem Geist.

Schließlich wäre auch auf Gertrud Fusseneggers „Sie waren Zeitgenossen“ (1983) und auf Werner Kochs „Diesseits von Golgatha“ (1986) zu verweisen, zwei historische Romane, in denen der Mann aus Nazaret ständig präsent ist, obwohl er bloß am Rande vorkommt. Im Zentrum der Handlung stehen Jesu Zeitgenossen, für die der Rabbi aus Galiläa lediglich eine Nebenfigur darstellt, die aufgrund einiger unglücklicher Umstände anstelle des Aufrührers Barabbas hingerichtet wird. Beide Romane illustrieren, daß und wie Menschen aus dem unmittelbaren Umfeld Jesu das Schlüsselereignis ihrer Epoche verfehlen.

August Heuser

Von der Menschwerdung Gottes und der Menschwerdung des Menschen

Zu einem Bild von
Roland Peter Litztenburger

Über das Werk Litztenburgers kann man sagen, daß im Verständnis dieses Künstlers Menschwerdung „durch die Begegnung mit